

Das Feuer ist alles!

Autor(en): **Heusser, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **66=86 (1920)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-36145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Agli abbonati alla Gazzetta Militare Svizzera.

Invitiamo caldamente i lettori della Gazzetta Militare Svizzera ad abbonarsi al supplemento scientifico, il quale sarà pubblicato sotto il titolo: „*Schweizerische Vierteljahrsschrift für Kriegswissenschaft*“. Il primo numero di questo supplemento sortirà in Marzo e comprenderà i seguenti trattati.

Preghiamo istantemente di rinviarci il bollettino di comanda giunto a questo numero fino al **10 febbraio** al più tardi, dichiarando se desiderano il vostro abbonamento **senza** o **col** supplemento.

Il Comitato Centrale.

Inhalt von Nr. 1 der Schweiz. Vierteljahrsschrift für Kriegswissenschaft:

1. *Zur kommenden Truppenordnung.*
Von Hptm. Sennhauser, Instr. Offizier.
2. *Gedanken zur Marneschlacht 1914.*
Von Oberstlt. a. D. Krafft.
3. *Strategische Formen im Weltkrieg.*
Von Leut. F. W. Schön.
4. *Deutsche Methoden im Gaskrieg.*
Von Major Auld, von der britischen Mil. Kommission.
5. *Rundschau.*
Statistik der Dreadnoughts.
Großbritannien. Wie der Ureadnought M 1 schießt. Aus dem englischen Marineetat 19/20. Der englische Generalstab.
Frankreich. Bewaffnung der französischen Armee bei Kriegsbeginn. Neugliederung des französischen Heeres.
Deutschland. Das neue Reichsheer zu 200000 Mann. Bewaffnung der Reichswehr. Die Bilanz des U-Bootkrieges.
6. *Literatur.*
Bücherbesprechungen.

Das Feuer ist alles!

Von Oberst *H. Heußer.*

In den Weltkrieg zog die Infanterie sämtlicher Heere mit trefflichen Mehrladern. Allgemein bekannte man sich auch zur Ansicht Napoleons: „*Le feu est tout, le reste n'est rien!*“ Die Kluft zwischen der möglichen und der tatsächlichen Leistung der Gewehre erwies sich jedoch als recht groß. Auf kürzeste Entfernung konnten Schützenlinien einander gegenüber liegen und stundenlang aufeinander schießen, ohne daß die vorausgesagte Vernichtung einer oder gar beider Seiten eingetreten wäre. Es fehlte an der Schießausbildung, und zwar fast in allen Heeren. Durchweg gut geschossen

wohl nur die Jägerbataillone und ähnliche Formationen, deren Leute von Berufs oder Passion wegen mit der Feuerwaffe besonders vertraut waren.

Wo eine solche Truppe ins Gefecht trat, da waren die Ergebnisse allerdings überwältigend. „Am 20. August hatten wir riesige Verluste,“ schreibt ein französischer Offizier aus den ersten Vogesenkämpfen. „Die preußischen Jäger schossen uns ab wie Hasen. Kopfschüsse, nichts als Kopfschüsse! In langer Reihe lagen sie da, die Braven, tot und entstellt.“

Auf der Höhe von Craonne empfingen am 16. September 1914 zwei schwache Kompagnien mecklenburgischer Jäger den schneidigen Ansturm eines französischen Bataillons mit so sicherem Feuer, daß das Bataillon nach kurzer Zeit vernichtet war, während die Jäger nur einen Toten und drei Verwundete hatten.

Selbst nach tagelangem Trommelfeuer geschah es, daß gut schießende Verteidiger auf die Trichterränder sprangen und den Angriff starker Massen freihändig stehend abwiesen.

Der Schützengrabenkrieg förderte das Schießen sonst keineswegs. Einzelne Scharfschützen kamen wohl zu ihrem Recht, aber die große Masse entwöhnte sich des Gewehrs. An dessen Statt trat die Handgranate. Gewiß hatte sie ihre schätzbaren Vorteile. Sie konnte namentlich aus sicherer Deckung geworfen werden. Sie konnte den Gegner auch da treffen, wo er mit dem Gewehr nicht zu fassen war. Ihr Gebrauch war schneller zu erlernen als der des Gewehrs, und in gewissen Fällen gab sie besser aus als dieses. Doch ein großer Nachteil mußte mit in den Kauf genommen werden: Die Infanterie verlernte an ihr, sich den Feind aus eigener Kraft vom Leibe zu halten. Bei den Deutschen zeigte sich dies in auffällender Weise, als die feindlichen Flieger anfangen, tief nieder zu gehen und die Schützengräben mit Maschinengewehrfeuer zu bestreichen. Merkwürdig schwer ging ihnen da der Gedanke ein, daß sie sich mit Gewehr und Maschinengewehr selber helfen könnten.

Niemand hat die Vernachlässigung des Gewehrs bitterer beklagt als Ludendorff. „Der Infanterist hatte über der Handgranate das Schießen vergessen,“ schreibt er in seinen Kriegserinnerungen. „Es war ihn erst wieder zu lehren. Er mußte erneut Vertrauen zu seinem Gewehr bekommen; dazu gehörte, daß er es beherrschte. Leicht war es, darauf hinzuweisen; unendlich schwer, hierin wirklich etwas zu erreichen. Bei der kurzen Dienstzeit unseres Ersatzes ist es nicht mehr gelungen, so oft es auch versucht worden ist. Es war nur möglich bei langer, eingehender Friedensausbildung, die das Schießen für den Schützen unter den Einflüssen des Kampfes zu einer mechanischen Handlung macht.“

An nachdrücklichen Hinweisen auf die Bedeutung des Gewehrfeuers hat es Ludendorff selber nicht fehlen lassen. In seiner Denkschrift über das Angriffsverfahren vom Februar 1918 verlangte

er: „Die Infanterie soll beim Vorgehen nicht bloß Unterstützung erwarten von Artilleriefeuer aus Stellungen weit rückwärts, von Begleitbatterien und leichten Minenwerfern, sondern hauptsächlich von ihrem eigenen Maschinengewehr- und Gewehrfeuer.“

Hauptsächlich! sagt er, und darauf wollen wir den Finger legen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Infanterie sich selbst vertraut und von ihren Kampfmitteln guten Gebrauch macht. Als dann wird sie aus allen Gefechtslagen mit Ehren hervorzugehen vermögen.

Ganz im Sinne Ludendorffs verfügte der General v. Hutier: „Ich verlange,“ sagt er in einem Armeebefehl vom April 1918, „daß die Schießausbildung ganz besonders gefördert wird. Es ist Einzelschießen mit Gewehr und Maschinengewehr zu üben.“

v. Hutier gehörte zu den besten deutschen Führern. Er hat im Osten wie im Westen gefochten und besitzt eine Kriegserfahrung wie nur wenige. Wohl zu beachten ist darum auch sein Satz: „Man muß den Feind durch das Feuer aus seiner Stellung treiben, nicht durch den Sturmangriff.“¹⁾

Man glaubt einen Teilnehmer am Burenkrieg zu hören. Ganz ähnliche Ansichten wurden damals laut. Unvergessen sind wohl die Militärischen Betrachtungen über den Krieg in Südafrika. Auch darin findet sich der Satz: „Man kann den Feind nicht mehr aus seinen Stellungen hinauswerfen, sondern nur hinausschießen.“

„Freilich braucht man hiezu weit mehr Zeit,“ fährt der Verfasser fort, „aber es ist für gewöhnlich der einzige Weg zum Erfolg . . . Der Angreifer muß dabei nach Möglichkeit bis zuletzt dieselben Ziele bieten wie der Verteidiger und in den letzten Stadien seine Feuerwaffe ebenso ausnützen wie jener.“

Schießen und sich decken von Anfang bis zu Ende des Gefechts! das ist die neue Feuertaktik. „Es wird also künftig bei jeder Anwendung von Waffengewalt zum Grundsatz werden, stets zur Schußwaffe zu greifen, so lange überhaupt noch eine Möglichkeit dazu vorhanden ist. Wer anders verfährt, handelt kaum zweckmäßiger als der Jäger, der nach dem Hasen mit dem Kolben schlägt, statt auf ihn zu schießen.“ So spricht sich der General v. Reichenau aus, der noch vor dem Weltkrieg in unübertrefflicher Weise auf die wachsende Feuerkraft hingewiesen hat.

Warum denn hat man aber solche Stimmen überhört? Warum hat man im Weltkrieg von Anfang an gleich wieder zum Bajonett gegriffen, wenn man dem Feinde so nahe war, daß kein Schuß mehr hätte fehlen sollen?

¹⁾ Anm. d. Red. Im Herbst 1917 berichtete die schweizerische Militärmission von der französischen Front, daß erprobte Führer immer wieder die Vernachlässigung der Schießausbildung und des Einzelschießens bitter beklagt und dringend davor gewarnt hätten.

Darauf gibt es recht verschiedene Antworten.

Nach einem viel gebrauchten Satz macht man es im Kriege nicht anders, als wie man es im Frieden gewohnt war. War man denn aber nicht durchweg gewohnt, das Gefecht zu beendigen mit einem Bajonettangriff? Je mehr dieser einer Attacke der Kavallerie glich, desto mehr Lob erntete er. Und beim scharfen Schuß vor der Scheibe? Ist man je näher gegangen als etwa auf 300 m? Doch nur ganz selten. Den Nahkampf mit dem Feuer hat man gar nicht geübt, auch bei uns nicht, obwohl er doch von den Gefechtsvorschriften gefordert wird. Im ganzen galt immer noch das Wort Dragomirows: „Ist der Feind noch weit weg, brauche das Feuer; ist er nahe, greif zum Bajonett!“

Mit peinlicher Beflissenheit hat man das Bajonett oft schon aufgepflanzt auf drei-, ja vierhundert Meter vor dem Feind. Wozu denn? Doch, um es schließlich noch zu brauchen. Wenn auch vielleicht nur, um damit zu drohen. Wenn der Feind vor dieser Drohung ausriß, so hatte das Bajonett seinen Dienst ja getan, und sein alter Ruhm blieb ihm. Wie aber, wenn er den Anlauf mit der blanken Waffe nicht mehr als Gefahr empfand, sondern vielmehr als erwünschte Gelegenheit, ungestört auf wehrlose Gegner schießen zu können? Dann, ja dann machte der Angreifer eben die mißliche Erfahrung, daß es nichts verlustreichereres gibt als einen gescheiterten Anlauf mit dem Bajonett.

Im Weltkrieg hat vor allem das Maschinengewehr dies gelehrt; im Burenkrieg tat das Infanteriegewehr es schon. Beide zusammen aber, geschickt und kaltblütig gehandhabt, verbürgen im buchstäblichen Sinne todsicher, daß die Rolle des Bajonetts ausgespielt ist.

Wenn aber das Bajonett nichts mehr ausrichtet, was bleibt dem Angreifer dann übrig, als selber auch das Feuer und nichts als das Feuer zu brauchen, bis der Sieg erstritten ist?

Der General v. Hutier hat sich die Sache überlegt und dann den letzten Schluß gezogen mit der ruhigen Sicherheit des bewährten Kriegers. Wir wollen ihm dankbar sein dafür.

Wer mit dem alten Glauben an das Bajonett in den Weltkrieg zog, kann noch entschuldigt werden. Wenigstens bis zur zweiten Schlacht. Es gab aber Leute, denen die Macht des Feuers nicht verborgen war, die sich aber darauf versteiften, sie zu leugnen. Das waren die Leichtfertigen, die das Schlagwort von der brutalen Taktik aufbrachten.

Man mißverstehe das nicht. Ohne Zweifel gibt es Lagen, wo der Angreifer gezwungen ist, die Sache kurz zu machen. Wo er große Verluste wagen muß, um noch größere zu vermeiden. Langsames Vorarbeiten gibt dem Feinde vielleicht Zeit, Reserven heranzuziehen und seine Kampflinie aufzufüllen. Sicher werden unsere Verluste dann umso größer, und der Erfolg steht schwer in Frage. Wer wird da nicht Kopf und Kragen daran setzen, den Feind ohne

Verzug zu überrennen! Selbst wenn es mißglücken sollte, dürfte man den Kühnen nicht schelten.

Ferne sei es, solches Draufgängertum zu verpönen. Es ist Vernunft darin. Wenn jedoch als Regel verkündigt worden ist: Von 250 m an brutale Taktik mit Bajonett und Handgranate! und wenn es auch mit allem Opfermut durchgestiert worden ist, so neigen wir uns vor den tapfern Herzen, die keiner Verluste achteten, aber wir fluchen dem Unsinn, der sie in ein frühes Grab getrieben hat. Wie viele von den über zehn Millionen Toten, die der Weltkrieg gefordert hat, müssen wohl dieser falschen Schneidigkeit ins Schuldbuch geschrieben werden? Gewiß insgesamt ein großes Heer.

„Ran an den Feind! koste es, was es wolle!“ hieß es in der Vorschrift. Nach blutigen Erfahrungen tönte es aber anders. „Die Truppe kann stolz sein, wenn sie hohe Verluste ertragen kann und dadurch siegt. Der Führer hat anders zu denken,“ sagt uns Ludendorff. Ganz gewiß. Der Führer hat sich zu bemühen, Erfolge mit geringen Einbußen zu erreichen. Und dazu dienen vor allem wohldurchdachte Vorschriften, die dem Feuer endlich gerecht werden.

In der Vorschrift für die Ausbildung der Fußtruppen im Kriege, die als eine der reifsten Früchte der deutschen Kriegserfahrungen betrachtet werden darf, finden sich nun folgende Sätze:

„Es muß dem Soldaten klar gemacht werden, daß die Schußwaffe auch im Stellungskampf seine Hauptwaffe ist.“

„Der Schütze muß lernen, ein Vorarbeiten des Gegners zunächst durch die Schußwaffe zu verhindern. Zur Handgranate wird er erst greifen, wenn der Feind auf Wurfweite heran und mit dem Gewehr nicht zu fassen ist.“

„Auf allernächste Entfernung kann die Handgranate nicht mehr verwendet werden. Hier ist zur Schuß- und blanken Waffe zu greifen.“

„Gerade auf allernächste Entfernung ist der Schuß das wirksamste Angriffsmittel.“

„Genaue Kenntnis des Haltepunktes und Schießübungen auf den nächsten Entfernungen sind notwendig.“

Was wollen wir noch mehr? Mit aller Deutlichkeit wird uns da gesagt, was vom Feuer und von der Feuerwaffe zu halten ist. Es ist der Weltkrieg, der es uns in die Ohren schreit. Ohne Zweifel wird die Handgranate gelegentlich die Schußwaffe ergänzen müssen. Ebenso sicher werden, wo man nicht schießen kann noch schießen will, die blanken Waffen, allerlei Werkzeuge und selbst die natürliche Wehr des Mannes noch im Handgemenge gebraucht werden. Aber das sind alles nur Notbehelfe für besondere Fälle. Zu den regulären Kampfmitteln gehören sie nicht. Die Regel ist das Feuer, die Waffe das Gewehr.

Darauf haben wir uns einzustellen. „Jede Gefechtsübung, auch die einfachste und kleinste, auf dem Exerzierplatz oder im Gelände, soll eine Vorübung für das Schießen mit scharfen Patronen sein.“ Diese alte Forderung des Grafen Haeseler gewinnt eine ganz neue Bedeutung. Für den einzelnen Mann wie für die Abteilung, sei sie groß oder klein.

Doch davon soll zunächst nicht die Rede sein. Wir wollen lieber fragen: Welche Folgerungen haben wir Offiziere daraus zu ziehen, daß das Feuer alles und das übrige nichts ist?

Einem Kriegsberichterstatter, der unsere Armee zur Sprache brachte, sagte Hindenburg: „Der Schweizer Soldat ist gut; jeder einzelne ein Scharfschütze“ ... Wir wissen, wie weit wir entfernt sind von diesem Traum der Vollkommenheit. Nichtsdestoweniger sind wir verpflichtet, an dessen Verwirklichung mit aller Macht zu arbeiten.

Das nächste Ziel wird sein, daß wir uns selber zu Scharfschützen ausbilden. Eine Infanterie, deren Offiziere alle vortreffliche Schützen sind, wird sicher durchweg gut schießen. Der große Reiterführer Seydlitz hielt darauf, daß der Offizier alles das, was er vom gemeinen Mann forderte, bis auf alle Kleinigkeiten hinab, in größerer Vollkommenheit als dieser wissen und verstehen müßte, weil seine Befehle nur dadurch wirkliches Ansehen erlangten.

In unserer Zeit, wo die kriegerische Betätigung so mannigfaltig geworden ist, wird diese Forderung vielleicht nicht mehr in ihrem ganzen Umfang aufrecht erhalten werden können. Selbst der gemeine Mann sieht ein, daß eine gewisse Arbeitsteilung auch auf diesem Gebiete notwendig geworden ist. Aber in der Haupttätigkeit des Infanteristen wenigstens, im Schießen, wird er in seinem Offizier immer noch ein Vorbild sehen wollen. Wohl auch aus dem sichern Gefühl heraus, daß dieser nur dann das Feuer recht würdigen und anwenden wird, wenn er selber ein Meister des Gewehrs ist.

Ein Meister wird man nur durch Uebung. Wo in aller Welt wäre nun aber mehr Gelegenheit zur Uebung als gerade in unserm Lande? Jedes Dorf hat seinen Schießplatz; an jedem Feiertage knallen die Büchsen. Hic Rhodus, hic salta! Schon die Anwesenheit und Mitwirkung des Offiziers auf dem Schießplatz wird den übrigen Schützen zum Ansporn dienen. Man erkennt daran, daß es ihm ernst ist mit der Kunst, und läßt sich fortreißen.

Eine noch schönere Betätigung winkt dem Offizier bei der Ausbildung der Jungschützen. Wie jeder Erzieher, wird er sich bemühen müssen, dem jungen Manne das Lernen leicht und angenehm zu machen. Durch Lehren lernt man, und die unmittelbare persönliche Beziehung zum Zögling weckt ersprießliche Gedanken und regt neue vorteilhafte Wege und Verfahren an. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Offizier dabei für sich selber am meisten gewinnt.

Wenn er dann das Gewehr zur Hand nimmt, um seine eignen Schüsse zu versenden, so wird er es von vornherein tun mit besonnener Ruhe. Ohne Frage wird es immer wieder Augenblicke geben, wo das Herz ihm in die Hand tritt und ins Auge. Wo sein Schuß irrt und nicht ins Schwarze schlägt. Wo er eine gewisse Aufregung nicht zu überwinden vermag. Das ist ein unerwünschter Zustand. Er deutet auf unzulängliche Uebung. Auf einen Standpunkt, wo die Uebung noch keine natürliche Gewohnheit erzeugt und erreicht hat. Wo die verschiedenen Tätigkeiten des Schießens noch nicht so ineinander fließen wie etwa die Tätigkeiten des Gehens oder des Atmens.

Da hilft nur Uebung. Uebung auch ohne scharfen Schuß, dafür aber tägliche Uebung. So mancher angehende oder fertige Künstler befolgt das Wort des alten Meisters: *Nulla dies sine linea!* Es sollte darum auch dem Offizier zugemutet werden dürfen, daß er täglich sein Gewehr zur Hand nimmt, um einige Zielübungen zu machen. Die vielen Meisterschützen, die sich in unserem Lande finden, geben ihm das unmittelbarste Beispiel, und das Reglement befiehlt es ihm geradezu.

Die Uebungen wählt sich der Offizier nach seinem Gutdünken. Ihre nächste Frucht wird sein, daß sich die Handhabung des Gewehrs ohne Reibung vollzieht. Zuerst langsamer, dann immer rascher und leichter und endlich wie von selber gehen die Bewegungen vor sich. Alle Aufmerksamkeit und die volle Kraft des Willens kann gespart werden auf den verschwindend kurzen Augenblick, da der Schuß gelöst wird. So wird das Treffen leicht.

Die Umstände werden es mit sich bringen, daß vorzugsweise stehend aufgelegt und stehend freihändig geübt wird. In diesem Falle kommt es darauf an, im Anschlag unbeweglich festzuhalten. Es gibt, wie bei den meisten Uebungen, eine Probe darauf. Man läßt sich, sowie man im Anschlag ist, vorn bei der Mündung ein Geldstück auflegen, und dieses darf nicht hinunterfallen, wenn man abdrückt. Glückt der Versuch nicht gleich das erste Mal, so wiederholt man ihn eben. Beharrung, wie sie dem Soldaten ziemt, Beharrung führt zum Ziele.

Ein weiteres Mittel hat der Freiherr v. Lichtenstern schon empfohlen. Jetzt gewinnt es aber neue und erhöhte Bedeutung. Denn jetzt handelt es sich darum, bewegliche, schnell auftauchende und gleich wieder verschwindende Ziele sicher zu fassen. Es handelt sich ferner darum, im Kampfe Mann gegen Mann dem Gegner mit dem Schuß zuvorzukommen. Der Geschwindere ist der Gesündere! wie ein alter Spruch sagt im Hinblick auf das unerwartete Zusammentreffen von Jäger und Wildschütz. In all diesen Fällen darf nicht die mindeste Zeit verloren gehen. Es muß mit dem schnellsten Anschlag auch schon gezielt werden. Diesem Zweck dient eben das erwähnte Mittel. Man faßt einen Punkt ins Auge und

schlägt darauf an, indem man beide Augen schließt. Dann öffnet man ruhig das rechte Auge und prüft, ob man im Ziel ist. Recht bald erlangt man auf diesem Wege die Fertigkeit schnellen und untrüglichen Zielens.

Gelegentlich kann man dann noch weiter gehen. Man zielt vor der Scheibe, schließt das rechte Auge auch und drückt ab. Sitzt der Schuß, so darf man sich für einen Schützen halten, der seiner Kunst gewiß ist überall.

Ohne Zweifel gibt es noch andere geeignete Mittel, auf die man verfallen wird, sofern man nur unausgesetzt übt. Aber üben muß man. Uebung macht den Meister!

La missione militare svizzera in Italia.

Dello Tte. col. *Roggero Dollfus*, R. F. M. 30.

(Contin., v. fasc. preced. pp. 19—22.)

Il Generale Albricci ed il Col. Sarasin scambiarono dei brindisi simpaticissimi. Il generale disse che in Italia si ha un'alta idea degli ufficiali svizzeri, che sono apprezzati per la loro coltura civile e militare e perchè realizzano il tipo del cittadino soldato. Il Ministro aggiunse che egli vedeva con gran piacere ufficiali di un così alto valore tecnico (crepi la modestia, ma il cronista deve innanzi tutto essere veritiero) recarsi a visitare il fronte italiano, dove avrebbero potuto apprezzare le enormi difficoltà vinte dall'esercito italiano. Aggiunse poi che l'attuale Governo italiano, come del resto quelli che lo hanno preceduto, è un grande ammiratore delle istituzioni democratiche svizzere. Esso è convinto che vi è molto da imparare dalla Confederazione Elvetica e dal modo di organizzazione del suo esercito. L'Italia si trova alla vigilia del riordinamento delle sue forze armate, col programma di restringere la durata del servizio sotto le armi, pur assicurando un forte ordinamento di quadri, specialmente dei quadri ufficiali, per modo che siano capaci, occorrendo, di formar rapidamente dei soldati. Non è la Svizzera maestra in ciò?

La mattina del 3 novembre la missione, secondo il programma ufficiale, avrebbe dovuto visitare l'aerodromo di Ciampino. Ma siccome era prevista la visita d'un altro aerodromo in zona di guerra, e siccome parecchi de' nostri non erano mai stati a Roma, così il Col. Sarasin si dimostrò „bon prince“ e chiese per la missione il permesso d'adopere la mattinata a visitare la città. Questo permesso non solo ci fu dato immediatamente, ma il Governo provvide a renderci la visita straordinariamente interessante e proficua, mettendo a nostra disposizione, anche per questo scopo non militare, le nostre solite automobili, e facendoci accompagnare dal senatore